Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Visual Library

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1890 bis zum Juni 1891.

Das letzte Jahrzehnt des glorreichen, geisteshellen neunzehnten Jahrhunderts ist angebrochen. Dem Hinkenden ist's nicht wohl, da er dies schreibt. Denn er ist nicht mehr jung und hat schon vieles erlebt; er hat auch einmal geschwärmt in seinen Jahren und hat sich damals das Ende dieses Jahrhunderts ganz anders gedacht, als er es jetzt vor Augen sieht. Ist das ein glorreicher Abschluß, wenn auf einer Seite die Geistesfinsternis, d. h. die Jesuiten, auf der andern die Geistesroheit, d. h. die Sozialdemokraten, der Bildung den Krieg erklären? Und an anderes mag der Hinkende einstweilen noch gar nicht denken. Deshalb ist's ihm nicht wohl ums Herz, da er die Feder spitzt, um die Weltbegebenheiten zu schreiben.

Indessen, der Hinkende weiß, wo er sich Hoffnung holen kann. Einmal bei dem Gott, welcher immer noch die Geschicke der Menschen regiert, und der wahrhaftig nie dulden wird, daß seine schöne Welt in Barbarei versinkt, und daß das gute treue deutsche Volk wieder zerfallen soll, nachdem er es erst geeinigt hat.

Sodann setzt der Hinkende seine Hoffnung auf unsern jungen Kaiser; und mit einem Male ist's ihm wieder hoffnungsfreudiger ums Herz. Darum will er sofort erzählen, was er weiß von Kaiser Wilhelm.

Kaiser Wilhelm auf Helgoland.

Wieder, wie im vorigen Jahre, hat der hohe Herr den Berliner Staub abgeschüttelt und ist nach Norden gefahren; anfangs Juli segelte das Kaiserschiff von Kiel nach Kopenhagen, dann nach Norwegen, dann an der wunderschönen, kühlen und wilden Küste entlang bis nach Bergen; dort wurde umgewendet und heimwärts gefahren. Daß der Kaiser in Kopenhagen und Christiania wieder mit den Königen von Dänemark und Schweden zusammentraf, ist selbstverständlich. Kaum war er indessen nach Wilhelmshaven heimgekehrt, so machte er sich schon wieder auf den Weg. Der Monarch ging zunächst wieder zu Schiff nach Ostende in Belgien, wo er begeistert empfangen wurde; dort suchte ihn eine Abordnung der belgischen Arbeiter auf und begrüßte ihn als den „Kaiser der Arbeiter". Auch war es für die katholischen Belgier ein ergreifender Anblick, als am Sonntag-Morgen der deutsche evangelische Herrscher auf seinem Schiff im Hafen seine Bemannung zusammenrief zum Gottesdienst. Da stand er dann, demütig, wie ein Christ sein soll, mitten unter seinen Soldaten und Offizieren, las den Sonntagstext, wie es daheim in der Kirche geschieht, betete wie daheim, und las eine Predigt wie daheim, wie ein Hausvater unter seiner Familie thun soll. Überhaupt dienen diese Reisen unserm Kaiser nicht nur zu körperlicher, sondern auch zu geistiger Sammlung, hat er es doch selbst erzählt: wenn er so des Nachts allein auf das Verdeck des Schiffes stieg, und man hörte keinen Laut, als das Rauschen des Meeres, und sah nichts als den klaren, wundervollen Sternenhimmel des Nordens, dann trat die Schildwache wohl leise auf, denn sie wußte, daß jetzt der Kaiser nicht gestört sein wollte. Denn da stand der Mächtigste in der Welt als ein demütiger Mensch vor seinem Gott und prüfte sein Herz und seine Absichten, ob sie auch rein seien, und seinen Willen, ob er auch stark sei, und that manches Gelübde und sandte manches Gebet nach oben um Kraft und Gelingen. Hätte der Hinkende die Macht, so würde er den Wellen gebieten, daß sie schweigen, und dem Winde, daß er verstumme; denn das sind heilige Augenblicke für die Fürsten und wichtige für die Völker.

Auch unserer kaiserlichen Großmama in England wurde diesen Sommer von Ostende aus ein Besuch gemacht. Von England fuhr der Kaiser am 8. August wieder ab nach Helgoland, um dort in feierlicher Weise Besitz von dieser Insel zu ergreifen. Es war am 10. August, als der Kaiser nach beendigtem Feldgottesdienste, und nachdem Minister von Bötticher die Proklamation verlesen, die Worte sprach: „Ich grüße dich, Helgoland, und ergreife hiermit Besitz von dir, ich, Wilhelm II., Kaiser und König von Preußen." Darauf

wurde das Reichsbanner und die Kaiserstandarte aufgezogen und Helgoland war deutsch.

Ende August unternahm der Kaiser noch einen Besuch in Rußland. Beide Herrscher wohnten zusammen und besichtigten miteinander die großen Truppenübungen bei Narva. Dabei geschah es einmal, daß die Pferde scheu wurden, als gerade Kaiser Alexander in den Wagen gestiegen war. Kaiser Wilhelm, kurz entschlossen, packt die Rosse an den Zügeln, bändigt sie und springt dann selbst in den Wagen nach. Ein rechter Ritter, der auch Kraft im Arm hat und persönlichen Mut, ein wildes Roß zu bändigen! Die Russen haben sich natürlich aufgeführt, wie sie es immer gegen den deutschen Kaiser thun. Vor der Front großer Empfang, Umarmungen u. s. w., hinter der Front, in den Zeitungen, rohes Schimpfen. Auch der Kaiser Alexander selbst war nicht mehr wie gestern und ehegestern. Zwar mußte er notwendigerweise, wie üblich, den Kaiser Wilhelm zu den Truppenübungen einladen, aber was es da zu sehen gab, war nichts als eine Art von Parade. Dagegen wurden nicht weit davon großartige, sehr ernste Übungen gehalten, und zu denen lud man den Gast nicht. Kurz und gut: der Hinkende wäre vielleicht überhaupt nicht nach Rußland gegangen. Ganz anders als mit dem Russen steht der Kaiser mit seinem Freund, dem Kaiser Franz Joseph von Österreich. Am 17. September traf dieser treue Bundesgenosse zu den Manövern in Schlesien ein, wozu auch der König von Sachsen erschien; und nun wohnten die Herren beisammen in dem schönen Schloß Rohnstock, und es wird wohl da manches herzliche Freundeswort geredet worden sein. Am 1. Oktober erwiderte Kaiser Wilhelm den österreichischen Besuch in Wien. Kein kalter, offizieller Empfang am Bahnhof, keine Ehrenkompagnien u. dergl. — das ist unter guten Freunden nicht nötig —, aber alle Fenster voll Blumen und Fahnen, alle Herzen voll unbeschreiblichen Jubels. Ganz Wien war ein Herz und eine Seele in den lebhaftesten Huldigungen für unsern Kaiser, d. h. ausgenommen die ultramontanen Blätter, diese giftigen Stechmücken, die uns jedoch gleichgültig sind. Sie werden jedenfalls nicht verhindern, daß die Deutschen und die Österreicher im Kriege Waffenbrüder sind, wie sie es anno 1864 waren gegen die Dänen. Bei der Gelegenheit will der Hinkende auch gleich einfügen, daß Kaiser Wilhelm in Begleitung der Kaiserin und des Grafen Moltke im September noch größere Manöver in Schleswig-Holstein abhielt, an den Orten, wo 1864 die schwersten Kämpfe stattfanden, in der Gegend von Düppel. Die Windmühle, welche der geneigte Leser auf dem nebenstehenden Bilde sieht, ist in der Schlacht bei Düppel von den Preußen halb zusammengeschossen, dann aber nach dem Kriege wieder hergestellt worden. Bei dieser Übung haben Heer und Flotte zusammengewirkt, wie es ja auch im Kriege sein würde. — Unter den Kaiserreisen des Jahres 1891 ist die Rheinreise besonders bemerkenswert, die den Monarchen über Düsseldorf, Köln, Bonn nach Karlsruhe führte. Die in Düsseldorf gesprochenen Worte, daß das Heil nur im Zusammenwirken aller Teile liege, fanden einen starken Wiederhall.

Kaiser-Manöver bei der Düppeler Windmühle.

Nun aber muß der Hinkende noch von einem herzerfreuenden Feste berichten: Am 26. Oktober wurde in ganz Deutschland, besonders aber in Berlin, der 90. Geburtstag Moltkes gefeiert. Zwar Mühe hat's den Kaiser gekostet, bis der große Schweiger zu bewegen war, wegen seines Geburtstages von seinem Gute Kreisau nach Berlin zu kommen, sich feiern zu lassen, oder gar eine Rede zu halten. Am Abend vor dem großen Ereignis kam der alte Herr in Civilkleidung in Berlin an und fuhr, sparsam wie er ist, in einer geringen Droschke nach Hause. Aber am andern Morgen war ganz Berlin in festlicher Stimmung. Als die ersten durften ihn begrüßen ein Chor armer Knaben und der Lehrergesangverein; denn der große Soldat war stets nicht nur ein Freund der Lehrer, sondern auch der Kinder. Aber auch hohe Herrschaften brachten persönlich oder schriftlich oder telegraphisch ihren Glückwunsch dar; die kaiserlichen Prinzen, der König von Sachsen und andere Fürstlichkeiten waren erschienen; der Kaiser brachte nach einer ergreifenden Rede das Hoch aus; die Fahnen des Gardecorps wurden an jenem Tage nicht im kaiserlichen Palaste, sondern in Moltkes Wohnung aufbewahrt — eine fürstliche Ehrung. Aber über alles ist gewiß dem alten Helden der Dank des Volkes gegangen. Kein Mißton mischte sich in den begeisterten Jubel, der die ganze deutsche Welt durchbrauste, und in den auch der Hinkende mit allen seinen Lesern von Herzen eingestimmt hat. Ach! und ein halbes Jahr später, am 24. April 1891, mußte uns der teure Held ganz unerwartet durch einen raschen Tod entrissen werden. Noch an seinem letzten Lebenstage hatte er an den Sitzungen des Reichstages und des Herrenhauses teilgenommen und nach dem Abendessen im Kreise der Seinen sich auf dem Klavier vorspielen lassen. Dann wurde eine Whistpartie gemacht. Plötzlich fühlte er sich unwohl und verließ das Zimmer. Seine Verwandten gingen ihm nach und führten ihn in sein Schlafzimmer, wo er bald darauf, glücklich im Tode wie im Leben, sanft verschied. Seine Werke überleben ihn, und sein Name wird nicht verhallen, so lange man deutsch, ja so lange man von Deutschland spricht. — Von dem großen Toten wendet sich der Hinkende gleich zu dem großen Lebenden, zu dem Manne, dessen Verdienst um das Vaterland nicht geringer ist als das Moltkes, er

BLB Karlsruhe

meint den Einsiedler von Friedrichsruh, den Fürsten Bismarck. Solange der eiserne Kanzler lebt, will der Hinkende dessen Geburtstag nicht vergessen, ob auch die Langohren den jetzt wehrlosen Löwen verspotten und treten, und ob auch die Wadenstrümpfler ängstlich nach allen Ecken lugen, wenn sie einmal ein lobendes Wörtlein über Bismarck sagen, ob es ihnen nicht bei Hofe schaden könne! Pfui der Schande! Das deutsche Volk verdiente unterzugehen, wenn es gegen solch einen Mann nicht dankbar wäre. Was die Herren da oben miteinander gehabt haben, und warum es Bismarck mit dem Hofe verschüttet hat, ist dem Hinkenden ganz egal; er kennt seinen Bismarck und bleibt ihm dankbar bis ans Ende und ruft, gerade den Nörglern und den Feiglingen zum Trotz: „Er soll leben, der eiserne Kanzler, noch recht lange, und soll sich nur nicht scheuen, den Mund aufzuthun, wenn er etwas zu sagen hat. Andre machen's auch so, warum gerade er nicht, der am meisten versteht? Pfui über jede Zunge, die ihn lästert.“ — Am 30. April wurde Fürst Bismarck vom Wahlkreis Geestemünde in Stichwahl mit einem Sozialisten zum Reichstagsabgeordneten gewählt. Ganz Deutschland, ja die ganze Welt wird lauschen, wenn er in dem Hause an der Friedrichstraße seine mächtige Stimme erheben wird.

Moltke in seinem Arbeitszimmer.

Jetzt müssen wir an Dinge, die etwas langweiliger sind. Da ist zunächst der **Deutsche Reichstag**. Natürlich war es nicht möglich, daß die Schwarzen und die Roten, die bei den Wahlen so einmütig die Nationalliberalen gefressen haben, auch fernerhin einig blieben. Es ging vielmehr jeder wieder seine eigenen Wege, aber Windthorst mit seiner starken schwarzen Schar gab überall den Ausschlag. Man kann das letzte Jahr seiner Thätigkeit den Höhepunkt seines Lebens nennen. Seine Macht war riesengroß geworden und lag drückend auf den Regierungen und auf dem Volke. Dennoch muß man ihm nachrühmen, daß er die neue Militärvorlage annahm, welche im Juli 1890 eingebracht wurde und eine Vermehrung der Artillerie bezweckte. Indessen ist das kein besonderes Verdienst, denn sogar die Polen stimmten dafür und Windthorst that es auch nicht umsonst. Natürlich die Freisinnigen und Sozialisten waren dagegen, übrigens die süddeutschen Ultramontanen auch, darunter zwei Badische. Das sind Patrioten! Schämen sich nicht einmal vor den Polen!

Um dieselbe Zeit fast trat der preußische Finanzminister von Scholz zurück und seine Stelle erhielt der berühmte Frankfurter Bürgermeister und liberale Abgeordnete Dr. Miquel. Der Hinkende ist zwar in hohen Finanzsachen nicht sehr bewandert, sintemalen er es wegen seines Geldes nicht nötig hat, aber er glaubt schon andern Finanzgrößen, daß von dem neuen Minister, der in der allerhöchsten Gunst des Kaisers steht, noch sehr Bedeutendes zu erwarten sei. Manche, deren politische Nase besonders fein ist, glauben sogar, Herr Miquel werde dereinst noch Reichskanzler werden. Jedenfalls ist er eine sehr wertvolle Kraft.

Von sonstigen Verhandlungen des Reichstages sind noch zu nennen: die über die Unteroffiziersprämien, wonach jeder Unteroffizier, welcher eine bestimmte Reihe von Jahren dient, eine Geldprämie, je nach der Dienstzeit bis zu 1000 Mark, bekommt; nachdem die Kommission den Antrag der Regierung abgelehnt hatte, wurde er durch den Reichstag selbst angenommen, offenbar infolge der ernsten Worte des Reichskanzlers, welcher in längerer Rede ein tüchtiges Unteroffizierscorps verlangte, als einen Halt gegen die Sozialdemokratie, auch wenn es zum Straßenkampf käme. Ein sehr ernstes Wort, das viel zu denken und noch mehr zu fürchten geben könnte! Ferner ist bemerkenswert der Antrag des badischen Abgeordneten Menzer, welcher zur Freude aller Pfälzer Tabakbauern im Reichstag durchsetzte, daß die Tabaksteuer von 45 Mark auf 24 Mark herabgesetzt wurde; eine Erhöhung des Zolles von 85 auf 125 Mark wurde nicht angenommen; ob der Bundesrat der Änderung der Steuer zustimmen wird, ist gleichfalls fraglich. Wieder wurde die Seemacht des Deutschen Reiches erhöht. Der Reichstag bewilligte in den zwei letzten Tagungen 19 neue Fahrzeuge und 8 Torpedoboote. Freilich reichen wir auch damit noch lange nicht an die Streitmacht Frankreichs heran. Doch ist's auch nicht nötig. Der Antrag der Freisinnigen, die Getreidezölle zu erniedrigen, fiel durch; die Freisinnigen dürfen also wie vorher aller Welt verkündigen, die Regierung ginge auf nichts aus als das Brot des armen Mannes zu verteuern und das Geld dafür den reichen norddeutschen Grundbesitzern in die Tasche zu stecken. Daß aber der Preis der Frucht nicht allein von diesen, sondern auch mit von der internationalen Börse gemacht wird, das verschweigen die Herren. Sonst ist im Reichstage die Suppe diesmal auch wieder nicht so heiß gegessen wie aufgetragen

worden. Der Reichstag, welcher so stürmisch gewählt wurde, hat sich als ganz manierlich erwiesen. Manches Bäuerlein freilich, dem sein Kaplan vorsagte, wenn er den frommen Herrn Soundso wählte, so müsse er keine Steuern mehr bezahlen fürs Militär, und sein Sohn komme mit zwei Jahren heim, manches gute Bäuerlein kratzt sich jetzt bedenklich hinter den Ohren, denn die Steuern sind nicht geringer geworden und der Peter muß doch drei Jahre Dragoner sein; und wenn sich der Hinkende nicht irrt, so zahlt der Alte seine Steuern noch einmal so gerne, seitdem er den schönen Dragoner gesehen hat.

Nun noch etliches aus dem Königreich **Preußen**. Auf den 4. Dezember hat der Kaiser eine Anzahl der gewiegtesten Schulmänner nach Berlin zu einer Konferenz berufen, zu dem Zweck, das höhere Unterrichtswesen gründlich zu prüfen und zu verbessern. Auch hier, wie in der vorjährigen Arbeiterschutzkonferenz, griff der Kaiser persönlich ein; als einer, der auch Latein gelernt hat, sagte er den gelehrten Herren seine Meinung, daß nämlich vom vielen Latein kein Mensch gescheiter wird, wohl aber viele dumm; ein jeder solle deutsch reden, denken und fühlen lernen, das sei wichtiger als Latein. Der Hinkende meint's auch. Es wird wohl einstweilen freilich beim alten bleiben, die Kinder werden wahrscheinlich bald mit Brillen auf die Welt kommen und schon mit sechs Jahren so grundgelehrt sein, daß die Alten vor den jungen Gelehrten gar nichts mehr zu sagen wagen. Und wenn gar ein Professor einem Sextaner, der ihm die Zunge heraushängt, eine Ohrfeige giebt, so kommt er bald ins Zuchthaus, der Professor nämlich. Da wäre zuerst einzugreifen, daß die Schüler nicht zuviel, d. h. zu vielerlei oberflächlich lernten; denn das macht dumm und eingebildet, frech und unbotmäßig. Etwas Ordentliches gelernt haben muß man freilich, wenn man jetzt fortkommen will in der Welt. Ein bißchen Lesen, Schreiben und Rechnen, Katechismus und Bibel thut's jetzt nicht mehr.

Der **Preußische Landtag** hatte diesmal drei wichtige Gesetze zu beraten: Eine neue Einkommensteuer, ähnlich der badischen, nur daß erst die Einkommen über 900 Mark besteuert werden sollen; ferner ein Volksschulgesetz, wonach der Unterricht Sache des Staates sein und auf seine Kosten, ohne Schulgeld, geschehen sollte; die Kirche aber ihren berechtigten Einfluß auf die Schule behielte. Endlich die neue Landgemeindeordnung. Besonders das letztere Gesetz machte viel Spektakel, da die Junker nicht haben wollen, daß die Gemeinden mehr Selbstverwaltungsrechte bekommen. Der Minister Herrfurth war genötigt, mit diesen Herren eine ganz energische Sprache zu reden, wie man es ihm kaum zugetraut hätte. Bei allen diesen Gesetzen kann der Hinkende mit Stolz sagen, daß sie in Baden bereits eingeführt sind; mit Freude aber bestätigt er auch, daß die preußische Regierung die freiheitliche Entwicklung des Volkes mit allen Mitteln erstrebt. Dagegen eine andere Verhandlung des preußischen Landtags hat bei vielen das bedenklichste Kopfschütteln erregt. Wie schon gesagt, war während des letzten Reichstagsjahres Windthorst ausschlaggebend, desgleichen natürlich auch im preußischen Landtag. Und weil die Regierung nichts thun und nichts lassen konnte, ohne diesen kleinen großen Mann, so wurden die Minister und Herr Windthorst allmählich sehr gut bekannt, ja gute Freunde, denn was sich neckt, das liebt sich. Es schien sogar als ob Windthorst eine Stütze des Thrones werden sollte, den er sein Lebenlang bekämpft hatte, so daß gutmütige Leute schon gar an eine Bekehrung des alten schlauen Welfen dachten. Aber da kam die Bescherung. Windthorst thut nichts umsonst, wenigstens nicht für Preußen. Das Trinkgeld nun, durch welches die preußische Regierung den sonst unzuverlässigen Centrumsführer für seine brave Aufführung belohnen und auch auf weiteres bei guter Laune erhalten wollte, betrug die artige Summe von 16 Millionen Mark. Der geneigte Leser erinnert sich noch aus dem vorjährigen Kalender, daß schon einmal die Rede davon war, die Zinsen aus den sogenannten Sperrgeldern, also die Zinsen von 16 Millionen Mark, den Bischöfen jährlich auszuzahlen. Schon damals hat der beschränkte Unterthanenverstand des Hinkenden gemeint, das sei eigentlich gar nicht nötig. Denn die Sperrgelder sind Strafgelder, welche man den widerspenstigen Bischöfen von ihrem Gehalt entzogen hat. Wer nun etwa wegen schönen nächtlichen Gesanges 5 Mark Strafe bezahlen muß, der mag machen was er will, er bekommt in seinem Leben das Geld nicht wieder. Warum soll aber der die Zinsen aus seinen Strafgeldern wieder erhalten, der, wie die Bischöfe, wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt gebüßt wurde? Und wenn noch die lebenden Bischöfe das Geld erhielten! Oft fällt's an die nicht betroffenen Verwandten der Toten. Dem Centrum aber waren die Zinsen sogar noch zu wenig, und sie lehnten ab! Was thut die schüchterne Regierung? Sie kriecht zu Kreuz und bietet dem Centrum die ganze Summe an, wenn nur die Bischöfe so gut sein wollten und das Geld nehmen! Das hat denn doch in Deutschland einen Sturm des Unwillens hervorgerufen, besonders gegen den Kultusminister von Goßler, der früher erklärt hatte, weiter als bis zur Auszahlung der Zinsen könne und dürfe die Regierung nicht gehen. Herr von Goßler, dem Preußen soviel verdankt, hatte damit seinem Ruhme ein Grab gegraben; zu allem Überfluß wurde der Ruf der dankbaren Ultramontanen: Hinweg mit Goßler! immer lauter, Windthorst drückte sein allerhöchstes Mißtrauen gegen den unglücklichen Minister in einer innern Angelegenheit aus, und so blieb Herrn von Goßler nichts anders übrig, als seine Entlassung zu nehmen. Goßler ist ein sehr gelehrter und bedeutender Mann. Er hat es aber mit dem Centrum zu gut gemeint. In den 10 Jahren seiner Thätigkeit als Minister entfernte er fast alle Spuren des Kulturkampfes, gab er der römischen Kirche alle Eroberungen heraus, welche der Staat gemacht hatte. Er war einer von denen, welche meinen, die Ultramontanen könnten auch genug bekommen und sogar dankbar werden. Aber der Dank dieser Herren war der, daß sie den fleißigen, gelehrten Mann mit Schimpfereien überhäuften und endlich aus seinem Amte herausdrückten. Windthorst mag sich verschmitzt lächelnd die Hände gerieben haben, als der Minister wehmütig den Stab in die Hand nahm und ins Privatleben wanderte. Aber allzulang hat sich auch Herr Windthorst nicht freuen dürfen über seine Alleinherrschaft. Schon zwei Tage darauf, am 14. März, meldeten die Blätter, daß der Centrumsführer Ludwig Windthorst gestorben sei. Wie ein Stein fiel es manchem guten Patrioten vom Herzen. Windthorst war bekanntlich früher Minister des Königs von Hannover. Nachdem aber Hannover durch Preußen einverleibt wurde, trat er als Hauptgegner der preußischen Regierung und des Deutschen Reiches im Reichstag und Landtag auf. Er schuf sich selbst seine Waffe, das Centrum, womit er die Regierung alle Augenblicke einschüchterte. Obgleich er 1871 selbst nicht an die Unfehlbarkeit des Papstes glaubte und über die Jesuiten loszog, suchte er sie dennoch wieder ins Reich zu bringen, weil er sie als seine Bundesgenossen haben

wollte. Über diesem Plan ist er vom irdischen Schauplatz abgerufen worden. Windthorst wurde mit großen Ehren, sogar von kaiserlicher Seite aus, beerdigt. Und wenn wir ihm auch keine Thränen nachweinen, so wollen wir doch zu seinem Lobe folgendes sagen: Windthorst war zwar leidenschaftlicher Hannoveraner und ging aus von einem bittern Haß gegen das Preußen, welches Hannover vernichtet hat. Aber dennoch fühlte sich auch dieser alte Welfe in allererster Linie als Deutscher. Wenn die Sicherheit des Reiches, das Gesamtwohl des Volkes, besonders des Bauernstandes, in Gefahr kam, dann stand auch Windthorst auf des Kaisers Seite. Dann wußte er die Vaterlandslosen unter seiner schwarzen Schar unschädlich zu machen, denen Rom lieber war als ihr Volk. Und indem er jahrelang das Reich bekämpft, wurde ihm dies Reich mit der Zeit lieb.

Er war wohl ein Feind Preußens, ein Feind des Deutschen Reiches war er nicht, wenigstens in der letzten Zeit nicht mehr. Er ist besser gewesen als manche seiner Anhänger.

Nun zum Schluß noch etwas Erfreuliches aus Preußen: die Prinzessin Viktoria, die Schwester des Kaisers, hat sich mit dem Prinzen Adolf von Schaumburg vermählt, und der Kaiser bekam den sechsten Sohn, welcher am 26. Januar im kaiserlichen Schloß getauft wurde und die Namen erhielt: Joachim Franz Humbert. Taufpaten waren: Der König von Italien, die Königin Emma von Holland und der Feldmarschall Moltke. Sechs starke, gesunde Söhne, welch ein Glück! Und sie kommen alle so rasch und natürlich nacheinander, wie bei andern Sterblichen auch, zum Exempel bei den Pfarrern und Schulmeistern und Bahnwarten! Gott erhalte dies blühende fromme Kaiserhaus!

Jetzt aber muß der Hinkende eine Prise nehmen, denn er ist im Begriff, sich in eine unangenehme Gegend zu begeben, nämlich zu den politischen Parteien. Von dem Centrum war schon die Rede. Weiter sei noch gesagt, daß überall im lieben deutschen Vaterland Katholikentage abgehalten wurden; was sie da verhandelt haben, war immer das gleiche. Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes; die Jesuiten wieder zurück, die Schule an die Kirche ausgeliefert! Schadet nichts, meint der Hinkende. Seinetwegen können sie verlangen, daß der Mond durch den Saturn schwarz angestrichen werde. In Köln rief sogar einer: „Wir leben und sterben für die Jesuiten, wir lassen uns totschlagen für die Jesuiten.“ Habt gut reden, es schlägt euch niemand tot, aber die Jesuiten bleiben draußen. Denn im ganzen Reich wurden Petitionen gesammelt gegen die Zulassung dieses Ordens, und zwar nicht wie auf der andern Seite, zwangsweise durch die Kapläne, sondern freiwillig. Auf protestantischer Seite macht der Evangelische Bund gute Fortschritte. Je mehr die Ultramontanen Hetzer schreien, desto mehr thun sich die Protestanten zusammen zur Notwehr. Was soll aber aus Deutschland werden, wenn derart seine Einheit zerrissen wird? Ist das das Ende des glorreichen neunzehnten Jahrhunderts?

Von den Deutschfreisinnigen ist nichts Neues zu melden, wissen sie doch selbst nichts anderes als zu allem und allem „Nein“ zu sagen. Es geht ihnen wie dem Bauer mit seinem Sohn. Der Junge heulte nämlich in ein Loch fort. „Was willst denn?“ fragte der Vater, „willst einen Apfel?“ „Nein!“ „Willst eine Birn?“ „Nein!“ „Ja was willst denn?“ „Ei, heulen will ich!“ So geht's auch den Nörglern. Heulen wollen sie, besonders wie heulende Wölfe über den wehrlosen Bismarck herfallen. Doch genug davon!

Was ist's nun eigentlich mit den Sozialdemokraten geworden? Am ersten Oktober fiel das Sozialistengesetz. Der Kaiser hat den Kampf gewagt. Und er ist bis jetzt nicht viel gefährlicher geworden als er früher gewesen ist. Die lange Zucht hat die Herren doch etwas gesittet gemacht, so daß es beim Sozialistenkongreß in Halle, vom 12. Oktober an, ganz ordentlich herging. Wenn Herr Liebknecht die Religion abschaffen will, so lacht der Hinkende. Das wird nie gelingen, sonst müßte man auch die menschliche Seele abschaffen. Der einzige große Spektakel, der gemacht wurde, rührte von einem Streit unter den Herren selbst her, wie denn zu erwarten ist, daß die Sozialisten in der Freiheit nicht mehr so einig sein werden als früher unter dem Gesetz. Man lasse sie ruhig toben und schreien, Bourgeois fressen, auch sich untereinander zerren und prügeln; wenn sie einmal zu üppig werden, so rufe der deutsche Philister nicht gleich nach der hohen Polizei, sondern er nehme selbst den Kampf auf, den Kampf des Geistes und, wenn nötig, auch einmal der Faust. Denn die unverschämtesten Schreier sind nicht gereifte Arbeiter, sondern halbwüchsige, ohrenfeuchte Buben. Da thut eine Ohrfeige am rechten Ort und zur rechten Zeit oft Wunder. Vor allem ist nötig, das Volk aufzuklären über die Absichten der Sozialdemokraten, und doppelt schädlich ist es, im Volke, zumal im Bauernstand, jetzt Mißtrauen gegen die Regierung zu säen. Denn das kommt allein den Sozialisten zugut; das sollten sich doch gewisse Parteien endlich merken!

Was im Augenblick an den Sozialisten eigentlich gefährlich ist, das sind nicht die roten Schnupftücher und Fahnen, welche dem guten Michel soviel Herzeleid und Angst machen, sondern das sind die ewigen Streiks oder Ausstände. Es hat deren in Deutschland innerhalb 5/4 Jahren über 1100 gegeben, in Hamburg einen, welcher über 400000 Mark kostete. Das Rätselhafte ist, wo das viele Geld herkommt, da doch die Arbeiter behaupten, nur Hungerlöhne zu beziehen. Und noch rätselhafter bleibt, weshalb unter den Streikgeldern immer Zuschüsse von vielen Tausenden „von der Börse“ sich befinden? Wenn die Sozialisten dorther Hilfe haben, so mag ihnen schon der Kamm wachsen. Natürlich, die Börse ist international wie der Sozialismus; vielleicht hat sie auch ein Gefallen an dem alten Heineschen, jetzt neuen roten Lied der Sozialisten:

Deutschland, wir weben dein Leichentuch,
Wir weben hinein den zwiefachen Fluch!

Dies Deutschland hat doch in letzter Zeit mit vereinten Kräften etwas Besseres gewoben: nämlich eine Decke, um die Blöße und Hilflosigkeit der deutschen Arbeiter zu schützen. Schon seit Ostern d. J. berät sich der Reichstag um den Schutz des Arbeiters, um Sicherung der Sonntagsruhe u. dergl. Und außerdem ist seit 1. Januar 1891 das neue Alters- und Unfallversicherungsgesetz in Kraft getreten, welches dem Reich jährlich viel Geld wegnimmt und die Beamten unendliche Mühe und Arbeit kostet. Aber den Dank dafür sieht noch niemand. Es ist sogar nicht zu leugnen, daß dies wohlgemeinte Gesetz auch bei den Bauern viel böses Blut verursacht. Für den Landmann ist es allerdings unbequem, daß er seine Knechte und Mägde vom 16. Jahre an versichern muß. Aber dafür fallen diese, wenn sie einmal alt sind, auch nicht mehr der Gemeinde zur Last, sondern sie werden gewissermaßen gezwungen, wöchentlich etwa 10 Pf. in die Reichssparbüchse zu legen, welche dann später für sie sorgt, wenn sie alt oder arbeitsunfähig werden; das kommt dann auch wieder den Gemeinde-

kassen und den Umlagen zugut. Dann ist es doch eher des Menschen würdig, daß man ihm eine wenn auch kleine Pension giebt, als daß man ihn mit Almosen mühselig zu Tode fristet. Auf alle Fälle meint es das Deutsche Reich und der Kaiser mit dem Arbeiter gut, und wenn trotzdem ein Unglück geschieht, so haben wir ein gutes Gewissen. — Der diesjährige Arbeiterfesttag, der 1. Mai, verlief in Deutschland ruhig. Ein neuer Bergarbeiterstreik ging völlig in die Brüche.

Wie in den untern Regionen, so war es auch in den obern etwas unruhig. Graf Waldersee, der Nachfolger Moltkes, wurde ganz unvermutet als kommandierender General nach Altona versetzt, weil der Kaiser ihn im Kriegsfall zum Heerführer ausersehen hatte. An seine Stelle tritt Graf von Schliessen. Auch der Kriegsminister durfte als solcher den neuen Hinkenden nicht mehr erleben. Er wurde gleichfalls kommandierender General, sein Nachfolger ist der Generallieutenant von Kaltenborn-Stachau. Da ist's fast ungemütlich, Minister zu sein.

Nun aber weiter zu den andern deutschen Vaterländern.

In **Bayern** hat der Prinzregent Luitpold sich durch sein festes, aber bescheidenes Auftreten immer mehr die Hochachtung seines Volkes erworben. Das zeigte sich bei jeder Gelegenheit, besonders aber bei seinem 70. Geburtstag, am 12. März. Die Bayern mögen ihn als einen Musterregenten preisen und ehren. Der Hinkende ist diesem Fürsten hauptsächlich deshalb so überaus zugethan, weil er treu zum Kaiser und zum Reich hält. Gott erhalte den trefflichen, noch so rüstigen und frischen Herrn lange am Leben. — Der treue Diener des Hauses Wittelsbach dagegen, der bayerische Bismarck, hat diesen Tag nicht mehr erleben dürfen. Am 3. September starb Freiherr von Lutz. Es ging ihm wie manchem andern treuen Beamten: wenn die Arbeit fehlt, welche den Geist und Körper in Atem hielt, so versiegt die Kraft. Er war ein braver deutscher Mann, ein Kämpfer für die Freiheit gegen die römische Anmaßung, gehaßt wie selten einer von den Finsterlingen, geliebt von allen Freunden des Reiches und des Lichtes. Ehre seinem Andenken! — Am 19. September wurde in der alten Stadt Speyer der Bau einer evangelischen Kirche zur Erinnerung an die mutige Protestation im Jahre 1529 in Angriff genommen durch die Platzweihe und den ersten Spatenstich und andere erhebende Festlichkeiten.

Otto von Oehlschläger, Reichsgerichtspräsident.

Weniger erfreulich ist zu melden, daß in Bayern die Nonnen großen Schaden gethan haben; d. h. nicht die, welche in Klöstern wohnen, sondern der Nonnenkäfer und die Nonnenraupe, welche millionenfach über die Wälder herfallen und alles fressen was verzehrbar ist. Man meint, alles Unglück müsse allmählich über die Welt kommen wie weiland über Pharao und Agyptenland.

Württemberg hat ein großartiges Fest feiern dürfen, die Einweihung des Ulmer Münsters. Die alte Reichsstadt hat wohl selten so frohe Tage gesehen als die vom 28.—30. Juni 1890. Der ganze württembergische Hof, König und Königin und Prinzen, die Prinzen Leopold von Preußen, Arnulf von Bayern und eine Menge sonstiger großer Würdenträger gaben dem Feste einen hohen Glanz. Die fremden Gäste, auch die Fürstlichkeiten, wurden möglichst bei den Bürgern selbst einquartiert, und hatten so recht Gelegenheit, die schwäbische Gemütlichkeit kennen zu lernen. Den Glanzpunkt des Festes bildeten eine großartige nächtliche Beleuchtung des Münsters, ein geradezu feenhafter Anblick, und der historische Festzug, der heutzutage nirgends mehr fehlen darf. Bei diesem Feste war halb Schwabenland in Ulm, und der Hinkende hat seine helle Freude gehabt an den schwäbischen Bauerngestalten. Das sind Leute von altem, echten Schrot und Korn! Sonst ist's in Württemberg wie überall: die Regierung muß sich gegen die Ultramontanen mühsam wehren; das Ministerium hat aber im Frühjahr sich ernstlich die Einführung der Orden verbeten. Zu was denn auch die schwarzen Scharen ins Land ziehen?

Sachsen hat wieder viel vom Wasser zu leiden gehabt, diesmal aber nicht von oben, sondern von unten, nämlich im September durch Hochwasser. Die Elbe ist ausgetreten und hat große Verheerungen angerichtet. — Das Königreich verlor einen bedeutenden Mann, den Kriegs- und Staatsminister Georg von Fabrice, der sich als Staatsmann wie als Neuschöpfer der sächsischen Armee die größten Verdienste erworben hat. Der Leser kennt seinen Namen noch vom letzten Kriege her, wo er zuerst Oberbefehlshaber von Versailles und dann von ganz Nordfrankreich war und die Truppen kommandierte, welche zu allerletzt noch Frankreich besetzt hielten. Er war, wie sein Name sagt, von Blut ein Franzose, ist aber ein Deutscher geworden so gut als einer. — Ferner ist das oberste Richteramt vom Reichsgericht zu Leipzig in andere Hände übergegangen, weil der ehrwürdige alte Dr. von Simson seinen Abschied nahm. Mit diesem Namen ist auch ein großes Stück Politik verknüpft. Er war anno 1848 Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, als welcher er am 3. April 1849 dem König Friedrich Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserwürde anbot. Dann im Jahre 1860 wurde er Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, des Reichstages des Norddeutschen Bundes, sowie des Deutschen Reichstages. Überall, wo er eintrat, hat man ihn sofort zum Präsidenten gewählt, zuletzt im Reichsgericht. Er ist ein stiller, bescheidener Mann, und doch einer der größten Geister. Hut ab! Möge er noch lange leben! Sein Nachfolger, also der jetzige oberste Richter in Deutschland, ist der Staatssekretär Otto von Oehlschläger.

Nun endlich kann der Hinkende losschießen, was er auf dem Herzen hat über sein geliebtes Heimatland Baden. Zwar das schickt er voraus: So schön und ruhig ist's nicht mehr wie früher; draußen im Reich stürmt's, und so kommt der Wind auch zu uns, nicht mehr durchs Kamin oder das Schlüsselloch wie früher, sondern durch alle Fenster und Thüren. Denn gerade Baden hat seine Thüren und Fenster gegen das Reich hin vollkommen geöffnet. So zieht's denn auch in Baden ganz abscheulich, daß der Hinkende manchmal Seelenrheumatismus und moralisches Zahnweh bekommt. Damit aber der Leser versteht, was der Hin-

BLB Karlsruhe

kende meint, will er's ihm sagen. Zwar der Leser könnte es allgemach selbst wissen, steht doch bald nichts anderes mehr in der Zeitung als Händel und Streit und boshafte Verleumdung. Früher war nur eine ordentliche Balgerei zwischen den Liberalen und Ultramontanen, und jedermann hat gewußt, wie er dran war. Da ging's herüber und hinüber, heute mir, morgen dir. Jetzt aber weiß man oft nicht mehr wie einem der Kopf steht. Da giebt's Kartell und Antikartell, heute geht's mit den Ultramontanen gegen die Sozialdemokraten, morgen mit den Sozialdemokraten gegen die Liberalen u. s. w. Es ist eine Parteiwut eingetreten, daß man oft mit einem Prügel dreinschlagen möchte. Woher kommt das? Daher, daß die Parteien ihr Interesse über ihre Grundsätze und über das Wohl des Vaterlandes stellen. Mag das Ganze zehnmal aus dem Leim gehen, wenn nur die Partei recht behält. So kann der Hinkende als ruhiger Unterthan keinen Schoppen Bier mehr trinken, ohne daß ihn der eine zum Kartell, der andere zum Antikartell, der dritte zum Freisinn, der vierte zum Unsinn belehren und bekehren will. Ehrsame Bürger, welche sonst nur die „Karlsruher Zeitung" mit Ruhe und Andacht lasen, halten jetzt den „Badischen Beobachter", schwören den Jesuiten Treue bis in den Tod, oder andere haben das Bild des großen Eugen Richter in ihre Staatsstube aufgehängt; jedenfalls sind sie plötzlich Parteimänner geworden, gehn nur noch in die Parteikneipe, und wenn sie dort Gift zu trinken kriegen, rauchen nur noch Parteitabak, und wenn er ihnen die Augen ausbeißt. Kurz, die Welt ist auch in Baden eine andere geworden. Wer's nicht glaubt, der höre nur, was nicht alles gesagt und geschrieben wird. In Karlsruhe fanden im Herbst allein drei Parteiversammlungen statt, eine demokratische, eine konservative und eine ultramontane. In der konservativen redete Herr Stöcker in leidenschaftlicher Weise gegen den Liberalismus, als ob dieser an der Sozialdemokratie schuldig wäre. Nun bittet der Hinkende die Menschheit: Wer würde den Ultramontanen noch einen Zaum ins Gebiß legen, wer würde die evangelische Kirche vor diesem grimmigen Feinde schützen, wenn nicht die Nationalliberalen immer die Finger sich verbrennten und die Kastanien aus dem Feuer holten? Sind nicht an der Spitze dieser Partei fromme evangelische Christen, wie z. B. der Geheimrat Lamey, der langjährige Präsident der Generalsynode? Seht euch diese Männer zuerst an, ehe ihr sie wegen Gottlosigkeit beschimpft! Von der andern, der ultramontanen Seite, hagelt's natürlich noch böse Streiche auf die armen Liberalen und das badische Ministerium. Ja, der ultramontane Feldmarschall Wacker, der Pfarrer von Zähringen, hat es in einer Versammlung zu Edingen wagen dürfen zu behaupten, die Katholiken hätten schon seit, glaube ich, 30 Jahren das Ohr des Großherzogs nicht. Ist denn das keine Beleidigung dieses edlen Fürsten? Muß er nicht auch die Beleidigungen auf seine Person beziehen, welche sein Ministerium täglich über sich ergehen sieht? Der Hinkende hätte soviel Geduld und Langmut nicht.

Er ist doch ein guter, milder, freundlicher Herr, unser Großherzog Friedrich. Er rechnet sich zu seinem Volke und will in Freude und Schmerz bei ihm sein. So hat er die Mühe nicht gescheut und ist beim Kriegertag in Weinheim von morgens bis abends gewesen. Dreimal hat der Fürst das Wort ergriffen, zuletzt auf dem Festplatze. Dort hat er mit lauter Stimme den Beruf und das Schicksal des deutschen Volkes verkündigt, immer auf Vorposten stehen zu müssen, denn die Zeiten sind ernst und wir haben viele Feinde. Bei der Kircheneinweihung in Gengenbach ermahnte er seine Glaubensgenossen von der evangelischen Kirche zu evangelischer Treue, in Kenzingen sein ganzes Volk zu gegenseitigem Dulden und Vertragen. Ja, wenn's beachtet würde, besonders da, wohin es gemeint ist! Aber die thun was sie wollen. — Der Großherzog wohnte wieder den Herbstübungen im Elsaß und Lothringen bei. Wieder wurde er überall begeistert empfangen, besonders in Metz. Ein elsässisches Blatt machte sogar den Vorschlag, Elsaß zu Baden zu schlagen, da ja doch die beiden Völker rechts und links vom Rhein in Sprache und Gesittung sich so überaus ähnlich seien. Doch damit hat's gute Wege. Wir würden uns, wie die Sachen jetzt stehen, nicht einmal drum reißen, in unserer Kammer zu unsern Spektakelmachern auch noch die Franzosenköpfe zu haben. — Unser Ministerpräsident, Staatsminister Turban, hat das hohe Alter von 70 Jahren erreicht. Diese Gelegenheit benutzte er, um einen Teil seiner Geschäfte, nämlich das Ministerium des Innern, an den Staatsrat Eisenlohr abzutreten. Der Großherzog hat es genehmigt und dabei seinem treuen Minister, der schon seit 1876 sein erster Berater ist, den innigsten Dank ausgesprochen.

Sonst war das abgelaufene Jahr ein gutes für Baden. Eine reichliche Ernte hat den Fleiß des Bauern belohnt. Auch der Ertrag des Weinstocks war nicht schlecht, wenn die Weinbauern sich das Spritzen der Reben nicht verdrießen ließen. Sonst gab's etliche Unfälle, wie alle Jahre, im September Hochwasser vom Rhein, wobei die oberen Gegenden nicht wenig litten. Auch brausten mehrmals heftige Stürme übers Land. Der Sturm jedoch, den die Badner gleichfalls am meisten fürchteten, lief noch gnädig ab, nämlich der sozialdemokratische. Man meinte Wunder, was alles geschehen würde, und siehe da, in dem Mannheim, welches einen Sozialisten in den Reichstag schickte, wurden nur 55 Sozialdemokraten, also etwa ein Fünftel aller Mitglieder, in den Bürgerausschuß gewählt. Nur kalt Blut und nicht verblüffen lassen, und zusammengestanden! — Die Volkszählung im Herbst hat ergeben, daß unsere größern Städte abermals ins Ungeheuere gewachsen sind. Mannheim hat jetzt 79000, Karlsruhe 73000, Freiburg 48000 Einwohner. Die Gelehrten fragen sich: Wie soll das noch gehn, wenn die Landbevölkerung so weiter abnimmt und die städtische wächst? Woher nehmen wir denn noch die zuverlässigen, treuen, ruhigen Wähler und tauglichen Soldaten? Das sind wohl keine erfreulichen Zustände, aber das Ding hat, wie alles in der Welt, auch seine zwei Seiten. Es ist jetzt dem armen Odenwälder, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten hungerten, endlich in den Städten Gelegenheit zur Arbeit und bessern Ernährung geboten. Früher hieß es:

Wir Leineweber nehmen keinen Lehrjungen an,
Der nicht drei Tag' lang hungern kann.

Jetzt ist's besser, und an diese armen Leute muß man auch denken. Nur sollte man rechtzeitig dafür sorgen, daß diese Zuzügler in den Städten nicht verrohen. Man sollte Kirchen bauen, eigene Gemeinden gründen, damit ihnen nicht alle Religion und damit die Sittlichkeit gänzlich verloren geht. — Im April ist das großherzogliche Haus in schwere Trauer versetzt worden. Die Schwester unseres Landesherrn, frühere Prinzessin Cäcilie von Baden, welche an einen russischen Großfürsten verheiratet war, ist plötzlich gestorben. Man sagt, aus Kummer über ihren Sohn, den Großfürsten Michael, welcher wegen seiner heimlichen, nicht

BLB Karlsruhe

standesgemäßen Vermählung beim Zaren in Ungnade fiel und deshalb aus dem russischen Heere ausgeschlossen wurde. So haben die gekrönten Häupter auch ihr Bündlein Kummer zu tragen. Glücklicherweise erholte sich die Kronprinzessin Viktoria von Schweden allmählich wieder; sie hielt sich während des Winters mit ihrem Gemahl in Ägypten auf, jetzt ist die hohe Frau in Italien. Gott schenke ihr Gesundheit und lasse unsere schwergeprüfte Fürstenfamilie auch wieder reichliches Glück erleben. Der Erbgroßherzog Friedrich wurde unter Beförderung zum Generalmajor und Kommandeur der 4. Garde-Infanteriebrigade nach Berlin versetzt. Der Hinkende ruft ihm ein fröhliches Glückauf zur fernern Soldatenlaufbahn nach. Aus den übrigen deutschen Bundesstaaten ist nicht viel mehr zu melden. Das Leben des deutschen Volkes hängt mehr und mehr ab von dem Brennpunkt des deutschen Reiches, dem Schlosse zu Berlin, dem Bundesrat und dem Reichstag. Es ist kein Zweifel, daß die Einigkeit der deutschen Stämme trotz des Todes des Begründers dennoch fortdauert, ja zunimmt. Das walte Gott!

Zum Schluß noch etwas, das unser ganzes Volk, ja die Welt angeht. Professor Robert Koch in Berlin hat nach langjährigen anstrengenden Studien ein Mittel gefunden, welches gegen die Schwindsucht helfen kann, wenn es rechtzeitig angewendet wird. Der große Gelehrte hätte damit der leidenden Menschheit eine unbezahlbare Wohlthat erwiesen, da zudem ohne Zweifel die neue Erfindung bald vervollständigt werden wird. Wie viele Tausende junger lebensfroher Menschen fallen jährlich dieser fürchterlichen Krankheit zum Opfer! Welchen Dank würde sich Koch erwerben, wenn er seine Untersuchungen zu einem wirklich sichern Abschluß fortführen würde! Ganz besonders hat dem Hinkenden das gefallen, daß der Gelehrte von seiner Erfindung keinen Nutzen an Geld zieht, obgleich sie ihn hätte zum Millionär machen können. Ein edles Exempel mitten in dieser geldgierigen Zeit!

Professor Robert Koch in seinem Laboratorium.

Natürlich hat's, wie immer, so auch im vergangenen Jahre leider ebenfalls nicht an Unglücksfällen gefehlt. Eisenbahnzusammenstöße, Überschwemmungen u. dergl. In Norddeutschland gab's große Wassersnot, in Krefeld ist infolge des Regens ein Haus eingestürzt und hat seine Bewohner in den Trümmern begraben, davon 26 getötet. Ein großes Grubenunglück ereignete sich auf der Zeche „Hibernia" bei Gelsenkirchen, am 23. Januar, wobei 52 Bergleute getötet, sehr viele verwundet wurden. Eine große Prüfung, die ganz Deutschland, ja die Welt schwer heimsuchte, war der lange, andauernd kalte Winter, doppelt furchtbar bei den hohen Kohlenpreisen. Wie viel Not mag's da gegeben haben! Und wenn nur nicht erst noch die schlimmen Folgen kommen, wenn nur nicht die Winterfrüchte (die Reben stehen gut) schwer gelitten haben! Das wären wieder böse Aussichten! Will's denn gar nicht besser und wärmer werden in der Welt? Man meint, wir rutschten allgemach gegen den Nordpol zu. War doch der Rhein mehrere Meter dick zu, ja an manchen Stellen fast ausgefroren. Der Genfersee, der Züricher see waren mit einer Eisbrücke bedeckt, welche die schwersten Lasten trug. In Italien, in Spanien, selbst in Tunis, wo doch sonst eine respektable Hitze herrscht, gab's Schnee und Eis mit großer Kälte. Summa-Summarum: Es hat auch im letzten Jahre wieder Freud' und Leid, Friede und Streit auf Erden und im Reich gegeben. Aber wir sind verschont geblieben von Krieg und Blutvergießen, vor Pestilenz und teurer Zeit, und so wollen wir denn zufrieden sein und mit Gottvertrauen weiter in die Zukunft schauen. Daß wir das dürfen, verdanken wir in erster Linie unserer engen Freundschaft mit Österreich. In

Österreich-Ungarn

ging's zwar wieder lebhaft zu. Die verschiedenen buntfarbigen Völkerschaften des Reiches wollen sich absolut nicht unter einen Hut bringen lassen, und wenn's auch ein goldener ist. Nur in einem Punkt sind sie leider einig, die Herren Böhmen, Kroaten, Panduren, Slovenen u. s. w. mit ihrer ruhmvollen Vergangenheit, nämlich im Haß gegen die „Schwoben", d. h. die österreichischen Deutschen. Jeder Mausfallenhändler dünkt sich als ein Kulturträger gegenüber dem Schwob. Das ist der Dank dafür, daß die Deutschen diesen edlen Nationen Lesen, Schreiben und etwas Seife beigebracht haben. So kam denn das österreichische Abgeordnetenhaus vor lauter Anfragen, Beantwortungen und Streitereien mit seinen Verhandlungen nicht vom Fleck, und die Regierung schickte die hochweisen Herren am 26. Januar samt und sonders nach Hause. Ob das neue Abgeordnetenhaus, welches im März zusammenkam, aber besser mit sich fuhrwerken läßt, weiß der Hinkende noch nicht, geschweige denn die Regierung. Übrigens scheint doch in Österreich eine bessere Zeit für die Deutschen anzubrechen, denn mit dem Abgeordnetenhaus wurde auch der Finanzminister Dunajewsky, ein Hauptfeind der Deutschen, abgeschickt; sein Nachfolger, Steinbach, soll zwar gegen die Deutschen nicht so verbissen sein

wie der Pole, aber sie werden dennoch Not haben, sich ihrer Haut zu wehren. Der Kaiser kann eben nicht wie er will, er muß auch auf seine ungezogenen Kinder Rücksicht nehmen, und wenn er sie manchmal am liebsten durchhauen möchte. Eines tröstet uns bei diesen trübseligen Zuständen. Die Freundschaft des Kaisers Franz Joseph, die schon mehr ist als gewöhnliche Fürstenfreundschaft; unser Kaiser und der österreichische stehen sich wie Vater und Sohn treu zur Seite. So ist's denn möglich geworden, daß bei den großen Flottenmanövern in Kiel, von denen wir schon erzählt, die österreichische Flotte sich mit der unsrigen in Reih und Glied stellte und mitmanöverierte; ein Fall, der sonst in der Welt wohl höchst selten vorkommt. Das lautet auf gute Waffenbrüderschaft im Ernstfalle. Wie die Kaiser, so sind auch die beiden Völker, soweit die deutsche Zunge reicht, ein Herz und eine Seele. Das zeigte sich wieder so recht bei dem großen deutschen Sängerfest in Wien Mitte August, wie im Juli zu Berlin bei dem 10. deutschen Bundesschießen. Beide Mal, an der grünen Spree wie an der blauen Donau, fanden sich Deutsche aus allen Ländern der Erde, und beide Mal gelobten sie sich treues Zusammenhalten. Nur so weiter! Wir Deutschen wissen endlich, daß und wo wir zusammengehören. Die Regierungen möchten zwar am liebsten die Freundschaft noch enger machen durch einen gegenseitigen Handelsvertrag, welcher die Zölle herabsetzen würde. Allein wo es an den Geldbeutel geht, da hört bekanntlich verschiedenes auf, unter anderem auch die Freundschaft und Brüderschaft. Dennoch ist der Vertrag nach vielen Verhandlungen endlich im Monat Mai abgeschlossen worden. Was davon zu halten sei, kann der Hinkende einstweilen noch nicht sagen; er wundert sich auch nicht, daß das Ding nicht so glatt und leicht ist. Haben die deutschen Staaten sich zu einem Zollverein nur nach langen, mühseligen Verhandlungen zusammengefunden, so wird's hier noch viel schwerer gehen. Aber vielleicht lachen dereinst unsere Enkel über die gute alte Zeit, wo man noch Zoll bezahlen mußte, wenn man nach Österreich wollte, wie wir es heute kaum glauben können, daß die badischen Schuhmacher einst vor den Zollhäusern angehalten wurden, wenn sie ihr Leder auf der Frankfurter Messe kauften.

Österreich wurde gleichfalls durch Überschwemmungen heimgesucht, besonders das schöne Böhmen. Das berühmte Karlsbad, das Paradies der Dicken, stand im November tagelang bis an die Dächer oder doch wenigstens Fenster im Wasser; Häuser und Brücken stürzten ein, Menschenleben kamen in höchste Gefahr. Als gerade ein Mann mit einem Seil aus den Fluten gezogen werden sollte, brach das Seil, ein Schrei des Entsetzens stieg in die Lüfte, und als man sich umsah, war der Bürgermeister von Karlsbad, Dr. Knoll, vor Schrecken vom Schlaganfall getroffen worden. Noch gefährlicher ging's in der alten Stadt Prag zu. Dort wurde im September ein ganzer Stadtteil von der Moldau überflutet, Tausende von Menschen obdachlos. Am 4. September geschah endlich etwas für den Prager Furchtbares: Die alte Karlsbrücke, das Wahrzeichen der Stadt, neigte sich und stürzte mit donnerähnlichem Krachen in die gelben Fluten. Das war gerade soviel, als wenn das Münster in Straßburg oder das Hofbräuhaus in München plötzlich von der Erde verschwinden würden. Nur ein Bogen, mit dem Standbild des heiligen Nepomuk, blieb stehen. Wer will, kann das als ein Wunder ansehen. Dem Hinkenden aber wäre es lieber, der heilige Nepomuk wäre ins Wasser gefallen als die zwei unschuldigen Knaben und die 19 tapfern Pioniere, welche dabei umkamen. Der Heilige hätte es vertragen, sintemal er von Stein ist und kein Wasser schluckt. Sonst machen die Böhmen allerhand Skandal. Die sogen. Altczechen, welche die Händel mit der Regierung in Wien und den Deutschen im Lande anfingen, mußten erleben, daß sie von den sogen. Jungczechen an die Wand gedrückt wurden, welche natürlich noch viel rabiater sind als die Alten. Sie gehen nämlich auf nichts Geringeres aus, als das deutsche Wesen völlig zu vernichten. Es ist ein Verzweiflungskampf, den unsre Stammesgenossen führen müssen, und sie haben's nötig, daß wir sie unterstützen durch die öffentliche Meinung und durch Beiträge an den Deutschen Schulverein. Wir müßten wahrhaftig wenig deutsches Ehrgefühl haben, wenn wir kein Herz hätten für die bedrängten Brüder. Daß die Ultramontanen in ganz Österreich gegen die Deutschen wühlen, ist nichts Verwunderliches, aber dennoch lehrreich. —

Noch etwas aus Österreich: Seit vorigen November ist Johannes Orth, von dem der Hinkende im letzten Kalender erzählt hat, verschwunden. Er hatte sich als Kapitän auf seinem eigenen Schiffe eingeschifft, samt seiner jungen Frau, und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen. Man kann nichts anderes mehr denken, als daß er in den Herststürmen umgekommen ist. Das ist ein trauriges Ende. Der Überdruß am Hofleben, etwas angeborener habsburgischer Hang zur Schwermut, sowie die Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen und zu bürgerlicher Arbeit hat den seltsamen ernsten Mann aufs weite Meer getrieben, und das Meer hat ihn verschlungen. Er war sicherlich ein Fürstensohn, wie es nicht viele giebt. Der Hinkende hätte ihm ein besseres Schicksal gegönnt.

Und nun hinüber zum andern guten Freund, dem Bruder Italiano.

Italien

hat allerlei Seltsames erlebt. Zunächst einmal den strengen Winter, der mit Eis und Schnee derart kam, daß ganze Bahnzüge stecken blieben. Das thut weh, wenn man keinen Ofen, kein Holz, keinen Mantel, ja nicht einmal Schuhe und Strümpfe hat, geschweige denn eine Wohnung. Da ist bös unter den Pomeranzenbäumen schlafen. Indessen die Italiener lassen sich dadurch nicht umbringen. Wenn die Sonne brennt, schlagen sie einen Purzelbaum und der Winter mit seinen Plagen ist vergessen. — Ein Ereignis, welches großes Aufmerken verursachte, glücklicherweise aber kein Menschenleben, sondern nur viel Tinte kostete, war folgendes: Eines Tages fuhr der Papst in seinem Wagen über seine vatikanischen Gärten hinaus, trotz der Vorstellungen des entsetzten Leibjesuiten. Der geneigte Leser meint nun, das sei nichts Sonderliches. Aber er weiß nicht, daß der Papst sich für einen Gefangenen ausgiebt, seitdem Rom italienisch ist, obgleich ihn niemand gefangen hält. Die große Welt meinte nun, diese Ausfahrt bedeute irgend etwas sehr Wichtiges. Vielleicht aber ist's nichts anderes gewesen, als daß der heilige Vater nur dem Leibjesuiten einmal zeigen wollte, daß er auch einen Willen habe und daß er wenigstens noch seinem Kutscher befehlen dürfe.

Wichtiger als diese Ausfahrt ist das Schicksal unseres treuen Freundes, des Ministerpräsidenten Crispi. Zwar daß derselbe in Italien zahlreiche mächtige Feinde hatte, wußte die Welt schon lange; es waren dieselben, welche unserem Bismarck das Leben sauer machten, die Radikalen und die Schwarzen. Aber man hatte auch schon oft ge-

sehen, wie er mit der Gesellschaft fertig wurde. Erst im September jagte er den Finanzminister Seismit-Doda in barscher Form davon, weil er ihm nicht parierte; und im November errang er einen glänzenden Sieg über seine Gegner bei den Parlamentswahlen. Seine Stellung schien gesicherter als jemals, und der Dreibund unerschütterlich. Aber am 31. Januar gab es eine stürmische Sitzung. Crispi machte leidenschaftliche Ausfälle gegen die Gegenpartei, und das ganze Haus wurde verstimmt. Einige Abgeordnete verließen den Saal, und bei der Abstimmung fiel Crispis Antrag durch. Das bedeutet in parlamentarischen Staaten soviel als Entlassung. Da in der Finanzlage Italiens auch ein sachlicher Grund vorhanden war, nahm Crispi seinen Abschied unter rasendem Jubel der Schwarzen und Franzosen. Das ging rasch und unvermutet, am allermeisten für Crispi selbst. Aber auch für uns, da wir die Freundschaft Italiens in diesem mächtigen Minister verbürgt sahen. Indessen sein Nachfolger, der Marchese von Rudini, obgleich etwas mehr zu Frankreich hinneigend, hat doch sichere Erklärungen gegeben, daß er am Dreibund nicht rütteln wolle. Vielleicht dauert es auch nicht lange, so sitzt der alte Crispi wieder auf seinem Ministerstuhl. So können wir einstweilen ruhig schlafen. — Am 17. Oktober brannte eines der herrlichsten Kunstwerke Italiens, der Dom von Siena, teilweise ab. Am 23. April fand in Rom eine fürchterliche Pulverexplosion statt, die in der ewigen Stadt viel Unheil anrichtete, doch glücklicherweise nur ganz wenigen Menschen das Leben kostete. Ein Verbrechen war nicht festzustellen. — Am 1. Mai, dem Arbeiterfeiertage, gab's in Rom viel Skandal, es sind eben heißblütige Leute, die Italiener. Das Militär hielt sich vernünftigerweise sehr zurück.

Crispi.

Nun müssen wir, ob wir wollen oder nicht, von den guten Freunden weg zu unsern Feinden.

Frankreich

liegt noch immer auf der Lauer wie ein bissiger Drache, und würde gerne nach unsern Waden schnappen, wenn es nicht Angst hätte vor dem deutschen Prügel. Einstweilen machen die Franzosen krampfhafte Anstrengungen, um die russische Freundschaft zu erbetteln. Was die Dame Frankreich nur dem haarigen Kosaken Liebes an den Augen absehen kann, das thut sie mit zuckersüßem Lächeln. Als der Präsident Carnot vom Zaren den höchsten russischen Orden, den Andreasorden, erhielt, waren die Franzosen ganz aus dem Häuschen. Dagegen konnten sie sich nicht trösten, als der russische General Seliverstoff in Paris durch einen Nihilisten ermordet wurde und gar ein Glied des russischen Herrscherhauses, der Herzog von Leuchtenberg, im Januar zu Paris starb. So etwas ist doch wahrhaftig noch nie dagewesen, daß ein freies Volk, dazu noch eine Republik, sich vor dem absolutesten Tyrannen in den Staub wirft. Alle Augenblicke ist wieder etwas Neues los. Heute kommt der Kosak Atchinoff nach Paris und wird empfangen wie ein Gott, morgen trifft in Paris ein russischer Lieutenant Winter ein, der den Weg von Rußland nach Frankreich zu Fuß gemacht hat, was übrigens der Hinkende auch könnte. Der Lieutenant wird vor Liebe fast aufgefressen. Endlich, im März, hat die Narrheit sogar auf Stelzen gehen müssen. Ein Franzose begann wahrhaftig auf zwei Stelzen die Reise von Paris nach Moskau! Das geht allerdings noch über den Lahrer Hinkenden, der ja gottlob nur eine Stelze hat. Nächstens wird vielleicht ein Franzose nach Moskau auf den Händen marschieren oder gar — mit Verlaub — auf dem Hinteren rutschen. Alles aus Haß gegen die Deutschen. Dieser Haß hätte im Februar beinahe schlimme Folgen haben können. Nämlich die Kaiserin Friedrich unternahm mit der Prinzessin Margarete einen Besuch in Paris, um die französischen Künstler zur Ausstellung in Berlin anzufeuern. Die hohe Frau wußte zwar jedenfalls auch, daß es gefährlich sei, in die Höhle des Löwen zu gehen, allein sie dachte, einen Ruhm hätten sich die Franzosen doch aus ihrer Glanzzeit bewahrt, nämlich die Höflichkeit gegen Damen. Aber fehlgeschossen. Anfangs waren die Gallier ganz anständig, die Künstler sagten auch zu, aber da kam der größte Mann Frankreichs, der Held Deroulède, riß sein Maul ellenweit auf und protestierte im Namen von Elsaß-Lothringen gegen die Anwesenheit der Prüssiens. Anstatt daß nun die Regierung diesen Narren ins Hüsli gesetzt und ihm einen Kübel kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte, wurde sie ängstlich, die Künstler zogen ihr Versprechen wieder zurück, und selbst die wohlmeinenden Blätter rieten der Kaiserin, schleunigst abzureisen. Glücklicherweise erfolgte eine wirkliche Beleidigung nicht, sonst hätten wir vielleicht den Krieg gehabt. So läßt sich Frankreich durch ein Großmaul einschüchtern. Das war die Antwort darauf, daß Kaiser Wilhelm der Akademie der Künste sein Beileid beim Tode eines Künstlers ausgedrückt hatte. Na, wartet, versteht ihr nicht Freundlichkeit, so versteht ihr was anderes, dachte der Reichskanzler und strafte die Elsässer, indem er sofort die Paßmaßregeln verschärfte. 's ist zwar für die Elsässer empfindlich, aber wie es so geht, den Sack schlag' ich und den Esel meine ich, wie denn auch der Esel wohl merkte, daß er gemeint war. Die Elsässer erschraken aber weidlich und meinten, das sei sonderbar, und was gingen sie denn die Pariser Narrheiten an? Und der Landesausschuß sandte sofort eine Deputation an den Kaiser, sie wollten ja gern die Thatsachen von 1870/71 anerkennen und nicht auf die Franzosen hören. Die Antwort des Kaisers war derart, daß sie sich sagen konnten: Wenn wir nicht vernünftig

Rudini.

werden und uns von den Franzosen losmachen, so werden wir gehauen. Die Franzosen aber machten dumme Gesichter, und keiner wollte es jetzt gethan haben; sie wären herzlich froh gewesen, die Prüssiens wären wieder gekommen. Denn daß die Elsässer allgemach von den Franzosen nichts mehr wissen wollen, wenn ihnen deren Liebenswürdigkeit Hiebe einbringt, das ist doch klar.

Am 17. März verstarb in Rom Prinz Jerôme Napoleon, genannt Plon-Plon, das Haupt der Bonapartisten, der Schwager des Königs von Italien. Er war zwar kein Dummkopf, auch gutmütig, hat aber liederlich gelebt und ist als ein Gotteslengner gestorben, entzweit mit seinem ältesten Sohne. Der Mann war Frankreich nicht gefährlich.

Aber was macht denn der andere Held, Freund Boulanger? Von dem wollen die Franzosen fast nichts mehr wissen, denn er hat sie elend blamiert. Es stellte sich nämlich heraus, daß dieser Abgott Frankreichs ein jämmerlicher Schuft ist. Er hat mit allen den Herren zugleich in Verbindung gestanden, welche gerne wieder auf dem französischen Thron säßen, und hat von ihnen allen Geld genommen, d. h. wenn sie welches hatten und hergaben. Besonders ist eine Dame hereingefallen, die allerdings auch nicht zu den Gescheitesten gehören mag, die Herzogin von Uzès, welche er um nicht weniger als 3 Millionen Franken geprellt hat. Diese Herzogin ist die Enkelin einer weltberühmten Champagnerfabrik, daher der Hinkende froh ist, daß ihm seine Mittel keinen Champagner erlauben, sonst hätte er am Ende auch zu den drei Millionen beigesteuert. Das allerschönste ist noch, daß Boulanger, als die Geschichte herauskam, dem Publikum vorlog, er sei in intimern Verhältnissen mit obiger Dame gestanden. Das war denn doch selbst den Franzosen zu stark, und der „Figaro" las dem Windbeutel ganz gehörig die Leviten. Nur ein Lächeln hatte man jedoch, als man erfuhr, der Herzog von Orleans, der im vorigen Jahr absolut Rekrut sein wollte, habe sich wieder einmal 14 Tage, als Diener verkleidet, bei einer hübschen Sängerin in Paris herumgetrieben. — In Tonkin wird den Franzosen immer wieder tüchtig zur Ader gelassen, denn die Tonkinesen wollen gar nicht einsehen, was sie für Vorteile haben sollten, wenn sie französisch würden. Leider fließt in diesen Kämpfen auch deutsches Blut. Wieso denn? Nun, es sei gerade herausgesagt: Mancher nichtsnutzige Schlingel — der Hinkende kennt mehr als einen, aus dem Elsaß besonders, aber auch aus dem übrigen Deutschland — brennt durch, wenn er zum deutschen Militär soll, und läßt sich für die französische Fremdenlegion in Algier anwerben. Man sollte es nicht glauben, aber der Hinkende könnte erschütternde Beispiele anführen. Zwei Jahre im Vaterlande zu dienen, ist ihnen zuviel, und so dienen sie lieber fünf Jahre in Algier, wo sie schlimmer als das Vieh behandelt werden. Wenn sie dort an Leib und Seele ruiniert sind, dann melden sie sich häufig noch zu den tonkinesischen Truppen; denn dort hoffen sie bald zu sterben und des Elends loszuwerden. O Jammer, o Elend! Man greift sich an den Kopf, ob das möglich sei; leider aber geschieht's, und gar nicht selten. — Am 1. Mai, dem Weltfeiertage der Arbeiter, floß in Frankreich viel Blut. Das schwer gereizte Militär schoß in Fourmies auf die spektakelnden Massen. In der Kammer erfolgten heftige Angriffe auf das Ministerium, besonders auf den energischen Minister Constans, der auch Boulanger den Garaus gemacht, aber dasselbe blieb fest und erhielt ein Vertrauensvotum.

Prinz Jerôme Napoleon †.

Da der Hinkende sich bereits geärgert hat, obgleich er am frühen Morgen dieses schreibt, so will er sich gleich weiter ärgern und unserm Feind im Osten den Kopf waschen, denn er hat's nötig, wiewohl er nicht auf den Hinkenden zu hören scheint.

Rußland

ist für uns ein Feind, so gefährlich wie Frankreich. Seit langen Jahren schon rüstet dieser Staat langsam aber sicher und unaufhörlich. Die Truppen werden aus dem weiten Bauch des gewaltigen Reiches nach und nach an die Westgrenze geschafft, Eisenbahnen werden nach dem Innern gebaut, um den Weg nach dem Westen leichter zu machen, Waffen, Pferde, Pulver und Blei werden aufgespeichert. Gegen wen? Gegen uns! Der Leser bekommt einen Schrecken. Was haben denn wir dem Russen gethan? Was will er denn von uns? Lieber Leser: Was hat der ehrliche Mann dem Wucherer oder Räuber gethan? Nichts, aber der Schuft will sein Geld. Die Russen haben die halbe Welt, sie möchten gerne die ganze haben. Und daß es noch einen Staat giebt, nämlich das Deutsche Reich, welches den Russen widersteht, das wurmt die Moskowiter und sie brüten und brüten Rache Tag und Nacht. Es ist zu fürchten, daß mit Rußland uns ein ernster Kampf bevorsteht. Gott verhüte es dennoch in Gnaden. In dem Koloß rumort's ja auch, als ob er eines Tags zerplatzen wolle. Die Nihilisten haben das Schwert immer noch über dem Haupt des Zaren hängen lassen. Der Zar sucht sich zu wehren wie er kann, seine geheimen Spürhunde dringen in den Frieden der Familien ein und spüren nach nihilistischen Männern und Frauen. Keiner weiß, ob nicht sein bester Freund ein Nihilist oder Spion ist. Nicht bloß die Nihilisten rühren sich, sondern auch die Edelsten der Nation, welche die unerträgliche schmachvolle Tyrannei nicht mehr ansehen können und auf gesetzlichem Wege dem Volke Freiheit verschaffen möchten. Aber schon das bringt sie auf den Schlitten. Wehe dem, gegen welchen ein Verdacht aufkommt! Ohne Urteil und Verhör wird er auf einen Schlitten geladen und fort geht's, über den Schnee hin nach Sibirien, wo alles Leben erstarrt. Dort giebt es einsame Verbrecherkolonien, in welchen zum Teil edle Männer und Frauen, Mutter und Tochter, Bruder und Schwester in den entsetzlichen mörderischen Quecksilberbergwerken schwere Zwangsarbeit verrichten, der Willkür der Kosaken preisgegeben, des Nachts in elende Blockhäuser zusammengepfropft, ohne Hoffnung auf Heimkehr. O Erde, wenn du wüßtest, welche Greuel und welchen Jammer du trägst, du würdest dich trotzig schütteln und die Menschheit vernichten. — Ein mutiger Engländer ist in jene Höhlen des Jammers vorgedrungen und hat der Welt ihre schauerlichen Geheimnisse enthüllt. O Ende des glorreichen neunzehnten

Jahrhunderts! In den deutschen Ostseeprovinzen geht die Bekehrungsarbeit der Russen ruhig weiter. Die evangelischen deutschen Bewohner, welche dem russischen Staat die treuesten Beamten, die tapfersten Offiziere, die größten Gelehrten lieferten, werden in unglaublich roher Weise behandelt. Am 1. April 1890 wurden in Riga und Reval alle kirchlichen evangelischen Behörden aufgehoben. Nun ist aber dort evangelisch und deutsch einerlei; ist die evangelische Kirche, die evangelische Schule vernichtet, so folgt das Deutschtum nach. Sang- und klanglos, ohne Hilfe, ohne Ermunterung, ohne Klage sinkt das deutsche Wesen in das Grab. Der alte Dom zu Riga, der Zeuge einer jahrhundertelangen deutschen Kulturarbeit, wird vielleicht bald die russischen Popen aufnehmen. Ist denn niemand da, welcher hilft? Wenn derart mit den katholischen Russen umgegangen würde, so würde sich die ganze katholische Welt von China bis nach San Franzisko wie ein Mann erheben. Die Protestanten leiden und schweigen. Viele der unglücklichen Kurländer verlassen weinend ihre Heimat, wie einst die Salzburger. Viele evangelische Prediger schmachten bereits im Gefängnis, gemein wie Verbrecher behandelt, weil sie sich als Hirten ihrer Herde annahmen. O Toleranz des neunzehnten Jahrhunderts! Auch sonst geht's russisch her in Rußland. Es passieren allerlei nette Stücklein. In Warschau wurden drei Einjährige nach oberflächlichem Gericht auf Befehl des Generals erschossen, weil sie verdächtig waren, einen Feldwebel ermordet zu haben. Nachher stellte sich die Unschuld der Ermordeten klar heraus, aber die Behörden wurden angewiesen, die Geschichte zu unterdrücken, und die armen Eltern durften nicht einmal Seelenmessen lesen lassen für die unschuldig Hingerichteten. Bei Odessa wurde eine großartige Papiergeldfälscherei entdeckt, welche für 2 Millionen Scheine in den Verkehr gebracht hatte. Bei St. Petersburg entstanden große Bodenbrände im Torfmoos. Die Bauern sahen stumpfsinnig zu, wie ihr Grund und Boden verbrannte, zuckten die Achseln und sagten: „Es ist Gottes Strafe. Was ist da zu machen?" Und die wollen uns bezwingen? Die wollen mit Hilfe der Franzosen über uns herfallen, uns vernichten? Die wollen die Welt erobern? Nein, das soll nicht geschehen, oder es müßte keine göttliche Weltregierung geben. Aber ernste Zeiten stehen uns bevor, wenn nicht der russische Koloß noch vor der Zeit in sich selbst zusammenstürzt. Aber einstweilen ist es unsere Pflicht, durch äußerste Anstrengung aller unserer Kräfte uns bereit zu machen, der Gefahr zu begegnen. Ob wir wollen oder nicht, ob es uns wohlthut oder wehe, wir müssen unsere Heere furchtbar ausrüsten, und der ist ein Verräter, der gegenwärtig dafür nichts opfern will. Es wird diese Gewitterschwüle auch einmal wieder weichen, wir werden wieder freier atmen und in Werken des Friedens unsere Kräfte anspannen. Jetzt ist noch nicht die Zeit dazu gekommen.

Der Hinkende ist ernst geworden, aber er kann nicht anders, er muß die Wahrheit sagen, ob sie süß ist oder bitter. In diesen gefährlichen Zeiten haben wir leider keinen zuverlässigen Freund an

England.

Allerdings haben die Engländer schmunzelnd Zanzibar und ein großes Hinterland dazu eingesackt. Daß sie mit dem Handel zufrieden waren, ist daran zu erkennen, daß im Parlament die Opposition schwieg, was sonst gar nie vorkommt. Auch die Blätter waren darin einig, nur einige mußten sich so stellen, als ob sie nicht ganz mit der Geschichte zufrieden wären; sonst wäre die liebe Eintracht für uns Deutsche denn doch gar zu lehrreich gewesen. Aber Verlaß ist deshalb auf die englische Freundschaft nicht. Sobald ein anderes Ministerium ans Ruder kommt, kümmert es sich um die Verträge des Vorgängers den Kuckuck. Zudem meint der Hinkende, die Engländer hätten uns eher nötig als wir sie. Denn im Innern Englands sieht es gar zu schen aus. Im Juli streikten zu London die Briefträger, also bekam der Kaufmann keine Nachrichten aus Indien und die Köchin keinen Brief mehr vom Tambour. Um nun über die englischen Stephansknaben Herr zu werden, hätte man Schutzleute gebraucht. Aber die Schutzleute, die Männer der Ordnung, fingen auch zu streiken an und die Langfinger hatten gute Tage. Um streikende Schutzleute wieder zur Raison zu bringen, muß man Militär rufen. Aber siehe da, die Mannschaften eines Garderegiments streikten auch, d. h. sie verweigerten den Gehorsam und empfingen den Obersten mit Schreien und Pfeifen. Sie wurden nach der Kapstadt auf zwei Jahre versetzt. Ein Garderegiment! Wenn man nun so ein meuterisches Regiment im Zaum halten will, so ist nötig, daß man andere hat, auf die man sich verlassen kann. Aber auch an andern Orten gärt's, in Chatam zerstörten die Soldaten ihr Geschirr und Sattelzeug und weigerten den Gehorsam. Das kommt daher, daß in England kein Bürgerheer, sondern noch ein altmodisches Söldnerheer existiert. Die jungen Engländer halten es freilich für angenehmer, in Baden-Baden oder sonstwo den hochnasigen halbverrückten Lord zu spielen als daheim, wie wir, den Schießprügel zu schwingen. Sie werden die Folgen schon spüren! Von den andern Streiks will der Hinkende nur noch den der Tausende von Eisenbahnarbeitern in Schottland im Monat August erwähnen. In den meisten Fällen waren die Streikenden siegreich, was ja nur zu weiterem ermuntern wird. Der meuternden Soldaten haben sich sogar die Nörgler im Parlament angenommen, so daß der Kriegsminister Not hatte, sich vor derartigen Klugheiten der Volksvertreter zu retten. — Am Ende streiken gar noch die Kalendermacher. Dann wissen die Sonne und der Mond nicht mehr, wann sie auf- und untergehen sollen, und die ganze Welt gerät durcheinander, oder die Engländer müssen sich alle den Lahrer Hinkenden kaufen. Zu diesen Beunruhigungen kommt nun noch die stets offene Wunde Englands, die Verhältnisse in Irland. Indessen haben diesmal die Irländer einander selbst geprügelt. Nämlich ihr Führer, Parnell, hat sich in einem Ehescheidungsprozeß als ein langjähriger Ehebrecher entpuppt. Darob große Entrüstung bei den scheinheiligen Engländern. Der alte Gladstone, der eine Zeitlang mit den Irländern gemeinsame Sache gemacht hatte, sagte sich feierlich von Parnell los, froh, so billig von dem gefährlichen Bruder wegzukommen. Aber auch die Iren selbst schüttelten den Kopf und wollten den Ehebrecher absetzen. Allein das ging nicht so einfach. Parnell kämpfte durch die Macht seiner gewaltigen Persönlichkeit die Feinde nieder und behielt das Feld. Nur gab es einige heftige Prügeleien, wobei Parnell eine Ladung Kalk in die Augen geworfen wurde; er bekam davon ein heftiges Augenleiden, arbeitete aber immer weiter. Etliche Zeit darnach rächten sich die Parnelliten dadurch, daß sie einem Gegner ein Auge ausschlugen. Das sind so irische schlagende Gründe, zeugt aber von einer bedenklichen Verrohung des öffentlichen Lebens, wie sie ja allerdings kein Wunder ist, die Engländer haben sich an Irland

BLB Karlsruhe

schwer verkündigt. — In England hat der strenge Winter natürlich gleichfalls vieles Elend hervorgerufen. In London allein waren zeitweise amtlich 90000 Arbeitslose angemeldet. Auf der einen Seite ein schwindelerregender Reichtum, auf der andern schreiende, wildempörte Armut. Das ist in England das Zeichen der Zeit. Behüt' uns Gott, daß wir diesen Freund nicht brauchen, sonst könnten wir elend zu Schanden werden

Belgien

hat wieder seine unentbehrlichen Arbeiterunruhen gehabt, und, was noch schlimmer ist, auch Unruhen beim Militär, welches freilich, wie das englische, ein Söldnerheer ist, aber auch bei den Miliztruppen. Belgiens Fürstenhaus wurde von einem schweren Unglück heimgesucht: der Thronfolger, Prinz Balduin von Flandern, ein Neffe des Königs, starb im Januar ganz schnell an einer Lungenentzündung. Der Prinz Albert, auf welchen die Thronfolge nun übergeht, ist erst 15 Jahre alt.

Adolf, Großherzog von Luxemburg.

Dazu paßt schlecht der internationale Bergarbeitertag in Paris im April, wo vom Achtstundentag und allgemeinen Weltstreik, besonders zum Besten der belgischen Arbeiter, die Rede war. Beim Kongreß war es dem deutschen Abgeordneten Schröder vorbehalten, zu erklären, für den Sozialisten gäbe es kein Vaterland. Bei Lüttich wurde ein Wagen mit 8000 Dynamitpatronen, begleitet von einigen Sozialisten, weggenommen. Wäre diese Ladung entzündet worden, so hätte sie ganz Brüssel in die Luft sprengen können. Belgien, der ultramontane und parlamentarische Musterstaat, raucht sich allmählich gut an! In den nahen

Niederlanden

ist König Wilhelm III. am 23. November seinem schweren Leiden erlegen. Die Regierung geht auf seine kleine Tochter Wilhelmine über, in deren Namen die Königin Emma als Regentin gebietet. Von König Wilhelm erzählt man manches Gute. Es kam ihm nicht darauf an, persönlich einmal bei Überschwemmungen im schwankenden Kahne retten zu helfen oder einen großen Teil seines Vermögens auf einmal für die Beschädigten hinzugeben. Unser Freund war er gerade nicht, aber dennoch ein ehrenfester, treuer Mann aus deutschem Fürstenblut. Damit ist auch in

Luxemburg

endlich Großherzog Adolf endgültig eingezogen, am 8. Dezember, nachdem er schon seit Anfang November die Regentschaft geführt hatte, wenn auch diesmal von auswärts, nachdem er im Jahre 1889 wieder aus Luxemburg abziehen mußte. So wäre denn Europa wieder um eine neue Großmacht vermehrt! Dem Großherzog gönnt der Hinkende nach den schweren Wechselfällen seines Lebens einen heitern Lebensabend.

Wilhelm, König der Niederlande, †.

In dem Lande, dessen König ein Kind ist wie in Holland, nämlich in

Spanien,

geht es ganz ruhig zu, d. h. verhältnismäßig, die Regierung hat bei den Senatswahlen im März eine Mehrheit von 190 Stimmen erhalten; ein Zeichen, daß dem spanischen Volke die Ruhe endlich auch wohlthut. Nur die Schwarzen, die aber in dem schwarzen Spanien kohlpechrabenschwarz sein müssen, machten etwas Spektakel auf einer Katholikenversammlung in Saragossa. Katholikenversammlung! Als ob sich in Spanien überhaupt auch andere Leute versammeln könnten als Katholiken. Jede Kontrollversammlung ist dort eine Katholikenversammlung. Aber es muß eben ein wenig über die Regierung geschimpft werden, und wenn sie so schwarz ist wie die spanische.

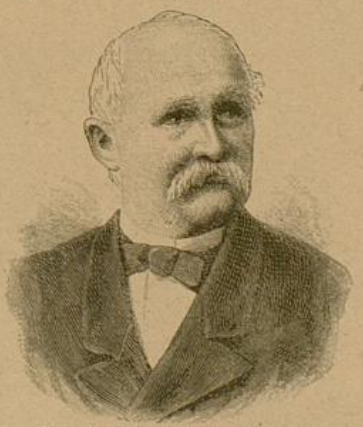
Etwas lebhafter ging's zu in

Portugal,

da gab's ein Revolutiönchen in Oporto, der zweiten Stadt des Reiches; ein Advokat und ehrgeizige Offiziere zettelten einen Aufstand an, der jedoch bald niedergeschlagen war. Etwa 30 Personen sind dabei gefallen. Zwar ist's noch nicht ganz ruhig, und noch vielerlei möglich, bevor der Leser den Kalender in die Hand bekommt. — Auch die

Schweiz,

das friedlichste Land der Welt, hatte diesmal ihr Revolutiönchen. Im Tessin empörte sich die unterdrückte liberale Minderheit und jagte die ultramontanen Behörden davon. Die Verschwörung war höchst fein eingefädelt, wie das die Italiener überhaupt gut verstehen. Der Oberst und Bundeskommissär Künzli stellte leicht die Ruhe wieder her, und die Tessiner erhielten eine neue und bessere Verfassung. Es war ein Sturm im Wasserglas, hat aber doch dem Regierungsrat Rossi das Leben gekostet.



Emil Welti, schweiz. Bundespräsident.

Die Schweizer wählten zum sechsten Male denselben Mann zum Bundespräsidenten, Emil Welti, den bedeutendsten Kopf des Schweizervolkes, der sich besonders auf dem Gebiet der Post und des Eisenbahnwesens große Verdienste erwarb. Dem großen Landsmann

und Jugendfreund Pestalozzi wurde an der Stelle seiner Hauptwirksamkeit, in Yverdon, Kanton Waadt, ein schönes Denkmal gesetzt. Das geht auch alle Völker an, denn Pestalozzi gehört der Menschheit. Ebenso der Dichter Gottfried Keller in Zürich, welcher am 13. Juli gestorben ist, ein kräftiger, kerniger, volkstümlicher Poet.

In dem

Hexenkessel an der Donau,

wo es immer siedet und brodelt, war's gottlob wieder ordentlich ruhig. Die Türkei steht immer noch, weil sie nicht weiß, wohin sie fallen soll. In Armenien haben zwar die Türken ein großes Blutvergießen zustande gebracht, weil ein Armenier zum Schutze einer Kirche einen türkischen Offizier erschoß, welcher die Kirche entweihte. Darauf wurden 3 Regimenter nach Erzerum entsandt, welche in türkischer Tapferkeit 100 Armenier töteten, 400 verwundeten, und zwar alt und jung, Männer und Weiber. In **Serbien** streitet sich Vater Milan mit seiner Gemahlin um den Einfluß auf den Sohn, den jungen König. Als der König a. D. zur allgemeinen Freude wieder das Land verließ, dankte ihm die Kammer für diese Wohlthat und bat die Königin, dem Lande eine ähnliche zu erweisen. Das ist deutlich, wenn auch nicht höflich. In **Bulgarien** regiert Fürst Ferdinand und Mama ganz leidlich. Dagegen wurde im April auf die Minister Stambuloff und Beltscheff ein Attentat verübt, welchem der letztere zum Opfer fiel. Man sucht die Mörder natürlich nirgends anders als in Rußland, sagt aber nichts. Der Hinkende hat Respekt vor diesem Volke, und auch vor diesem Fürsten. Die Bulgaren werden vielleicht auch einmal mit ihren Feinden abrechnen dürfen.

Und nun noch rasch eine Reise um die Welt.

Amerika

hatte wieder seine Wirbelstürme, Erdbeben und Überschwemmungen. Das ist dort unvermeidlich. Als ob nun die Amerikaner einen Zorn auf das ungestörtere Europa hätten, thun sie uns von Zeit zu Zeit etwas Herzeleid an. Die sogenannte Mac-Kinley-Bill führte ungeheure Zollsätze für die aus Europa kommenden Waren ein. Unsere Handelswelt ist dadurch schwer geschädigt, aber sie kann nichts machen. Solange Europa unter sich uneinig ist, muß es sich die amerikanischen Unverschämtheit gefallen lassen. Nur die Indianer in Nordamerika lassen sich nicht alles bieten; sie empörten sich einmal wieder. Den Häuptlingen der Sioux „Sitting Bull" und „Stachelschwein" war Ende Dezember der Messias erschienen und hatte den Untergang der Weißen und den Sieg der Rothäute verkündigt. Darauf gerieten die armen Tröpfe in wahnsinnige Aufregung, in der sie den ganzen Tag den wilden Kriegstanz aufführten, aufgestachelt von dem verschmitzten Sitting Bull. Das weitere kann man sich denken: sie überfielen etliche Ansiedlungen, raubten und mordeten, und die Amerikaner schickten Truppen gegen sie. Diese „civilisierten" Soldaten hausten denn unmenschlich gegen die Indianer und erstickten den ohnmächtigen Aufstand in vielem Blut. Bald wird „der letzte Sioux" von der Erde verschwinden. Die amerikanische Regierung versüßt ihnen das Ende durch alle möglichen Quälereien und Betrügereien. Echt amerikanisch! — In **Südamerika** gab's im August eine Militär-Revolution in Buenos-Ayres, der Hauptstadt des finanziell ruinierten Argentinien; es ging gegen die Regierenden, welche die Gelder des Staates in schamloser Weise plünderten. Der Präsident Celman, der Hauptkujon, mußte abdanken, 1000 Menschen wurden beim Aufstand getötet, über 5000 verwundet. Zu gleicher Zeit fast führten die Republiken San Salvador und Guatemala „Krieg" miteinander, wenn man es so nennen will, wobei der salvadorische General Rivas gegen den eigenen Staat meuterte. Er wurde kriegsrecht-

Sitting Bull.

Kriegstanz der Indianer.

lich erschossen, der Minister des Äußern wegen Landesverrats verhaftet. Saubere Zustände. Diese „Regenten" scheinen samt und sonders keinen Hanfstrick wert zu sein. In Chile (Südamerika) geschah desgleichen im Februar. Die Flotte empörte sich und beschoß unbarmherzig mehrere Städte, während die Truppen treu blieben. Eine Entscheidung ist bisher nicht erfolgt, doch hat der hin- und herwogende Kampf bereits fürchterliche Opfer an Blut und Nationalvermögen erfordert. Wenn man diese Geschichten hört, so wird einem daheim wieder etwas wohler. Das sind saubere Republiken!

Nun noch ein Wort über die Kolonien in

Afrika.

Von dem Staatsvertrag zwischen Deutschland und England weiß der Leser bereits aus dem vorigen Kalender, wenn er's nicht in der Zeitung gelesen hat. Unterdessen ist der kühne Dr. Peters, der verloren geglaubte, wieder ans Tageslicht gekommen und hat recht nette Geschichten von den Engländern und dem Herrn Stanley mitgebracht. Daraus geht hervor, daß Stanley den tapfern Emin Pascha, nachdem er ihn zu allerlei einander ganz widersprechenden Anträgen zu verlocken suchte, mit Gewalt aus Oberägypten wegzuführen drohte. Emin, welcher sich in seinem Gebiet gar nicht übel befand und keine große Lust zeigte, seine Leute zu verlassen, hätte den seltsamen Retter leicht abschütteln können, wollte aber nicht vor den Augen der Schwarzen mit den Weißen fechten. So ist er denn mit Stanley abgezogen, aber wider Willen und im Groll. Unterwegs behandelte der Amerikaner den Deutschen, als ob er tief unter ihm stünde. Er selbst ließ sich auf europäische Weise bei allem, auch beim Essen, bedienen. Emin mußte mit Negerkost zufrieden sein. So wird wenigstens erzählt, und der Hinkende glaubt's nur zu gern, denn er hat dem Stanley zuletzt nie mehr recht getraut. Aber Respekt vor dem Pascha, der nicht, wie der amerikanische Großprahler, nach Europa ging um sich anstaunen zu lassen, sondern sofort nach seiner Genesung von dem unglücklichen schweren Fall sich an der Spitze einer deutschen Expedition wieder nach dem Innern von Afrika aufmachte. Er ist schon wieder mitten drin und hißt da und dort die deutsche Fahne. Freilich, ein Mann wie der deutsche Emin Pascha, der soviel erlebt hat, der jahrelang in Gefahr des Lebens stand, fragt nichts mehr nach der Menschen Lob oder Tadel. Aber wenn er einmal nach Deutschland kommt, dann wird der Hinkende sich aufmachen und wird ihn sehen, wenn er auch hundert Meilen laufen muß. Emin Pascha, Major v. Wißmann und Dr. Peters werden voraussichtlich als deutsche Reichskommissäre die deutschen Gebiete verwalten. Einmal hat's Händel gegeben zwischen Wißmann und Emin, so daß der etwas schneidige Major den Pascha mir nichts dir nichts aus Afrika heimrufen wollte. Doch es scheint wieder beigelegt. — Die Freundschaft der Engländer scheint nicht groß zu sein, denn sie werfen überall den Deutschen Hindernisse in den Weg. Beinahe hätten sie den König von Uganda gegen Dr. Peters aufgewiegelt, allein die schwarze Majestät hielt treu zu dem Deutschen und seiner kleinen Schar und stellte ihm sogar die eigenen Truppen gegen die Engländer zur Verfügung. Am 15. September wurde der Deutsche Künzel mit mehreren andern Genossen in Witu ermordet. Künzel war ein etwas rücksichtsloser Herr. Der letzte Grund dieser Blutthat aber ist in dem Ärger des Sultans über das deutsch-englische Abkommen zu suchen, da die Wituleute sich von Deutschland im Stich gelassen glauben, während sie am liebsten deutsch geworden wären. Da hat man's. Zur Strafe wurde Witu zerstört.

In **Kamerun** schaltet nun Freiherr von Soden als Gouverneur. Im September hielt der Stellvertreter in Kamerun Schulprüfung ab bei den beiden Lehrern Christaller und Flad. Die schwarzen Buben entwickelten staunenswerte Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen und besonders in der Geographie. Die wissen am Ende gar, wo Lahr liegt und daß dort der Hinkende wohnt? Er will ihnen aber zur Belohnung auch einen Kalender schicken. Leider hat der tapfere deutsche Schulmeister Flad im Frühjahr sein Leben lassen müssen. Ehre seinem Andenken! Die Ausgaben für die Kolonien sind jetzt auf 2 Millionen gesunken und werden voraussichtlich noch weiter fallen. Zur Hebung des Verkehrs soll eine Eisenbahn zwischen Bagamoyo und Dar-es-Salaam gebaut werden. Wie das rasch geht!

Am allerschnellsten aber geht's in

Japan.

Da wird weiter civilisiert, als ob in diesem Jahrhundert noch alles fertig werden müßte. Die Japaner haben mit großem Gepränge das erste Parlament eröffnet, ganz nach europäischem Muster. Leider ist aber schon am Tage darauf das Parlamentsgebäude abgebrannt. Es ist vielleicht nur von Holz erbaut gewesen. Die evangelische Mission arbeitet mit großem Erfolge, besonders unter den Gebildeten. Unter den Parlamentsmitgliedern sind bereits mehrere Christen, sogar der Präsident ist getauft. So eröffnet sich denn in diesem Lande eine friedliche Mission des deutschen Geistes, welche uns vielleicht dies ferne Land noch nahe bringen wird.

Zu Anfang Mai wurden unerwartet die Blicke von ganz Europa noch einmal nach dem ostasiatischen Inselreiche gerichtet. Der Telegraph brachte die Kunde, daß der Thronfolger Nikolaus von Rußland, der auf einer von ihm unternommenen Weltreise nach Japan gelangt war, in der Nähe der Stadt Kioto von einem einheimischen Polizisten angegriffen und am Kopfe verwundet worden sei. Sein dicker Tropenhelm und das Dazwischentreten des Prinzen Georg von Griechenland, der die Reise mitmachte, retteten den Thronfolger; die Wunde ward nicht schwer. Man sagt, der Polizist habe der durch die Umwälzungen in Japan schwer betroffenen Klasse der Daimios, des ehemaligen Lehnsadels, angehört und seinem Fremdenhasse Luft machen wollen; andere vermuten ein nihilistisches Attentat; doch gingen auch Nachrichten durch die Zeitungen, leichtfertige Begleiter des Prinzen hätten die Japaner durch unzieuliches Benehmen an einem heiligen Orte gereizt. Natürlich wurde vom Kaiser von Japan alle mögliche Genugthuung gewährt. Schon vorher war auf der Weltreise ein Unglück passiert, indem der Prinz Georg, Bruder des Thronfolgers, durch einen Sturz aus dem Mastkorb, wie es hieß, sich schwer verletzte, so daß er brustleidend Algier und andere, durch ihr mildes Klima ausgezeichnete Orte aufsuchen mußte. Hoffen wir, daß der Zar in den vielen Heimsuchungen, die an seine Familie herantreten, den Finger Gottes erkennen möge.

Damit genug! Der Hinkende sagt dem freundlichen Leser auf ein Jahr Lebewohl, mit dem Wunsche, daß Gott der Welt Frieden geben und erhalten möge, innern und äußern. Denn wir sind nicht auf der Welt um zu zerstören, sondern um zu bauen, um sie uns dienstbar zu machen im friedlichen Wettkampf der menschlichen Kräfte. Ach, wenn nur mehr Frieden auf Erden wäre!

BLB Karlsruhe